

6.
Zwischen Apokalypse und Wahn.
Leo Perutz, »Der Marques de Bolibar« (1920)

»Wie soll ich ihn nennen, den rätselhaften Willen, der uns alle so elend und zu seinem Narren gemacht hat? Soll ich ihn Schicksal nennen oder Zufall oder ewiges Gesetz der Sterne?«
(MB 72)¹

Narrative Spannung

Perutz' schlanker Roman wurde in den Jahren 1918 und 1919 geschrieben, 1919 vom »Berliner Tageblatt« vorabgedruckt und 1920 im Albert Langen Verlag als Buch veröffentlicht. Er erreichte mit einer Gesamtauflage von 14.000 Exemplaren bis 1925 einen guten Absatz, wurde in den zwanziger Jahren zweimal verfilmt und 1930 in einer Bühnenfassung aufgeführt. Seit 1945 gab es zehn Neuauflagen.² Nicht nur beim breiten Publikum fand der Roman Anklang. Hermann Broch rezensierte ihn wohlwollend und faßte Perutz' Erzählweise treffend so zusammen: »Es ist eine Phantasie der Notwendigkeit, die damit abgerollt ist, eine Logik des Wunderbaren, die die dramatische Handlung und ihre Begründung zu jener Geschlossenheit bringt, die das Wesen des Künstlerischen ausmacht.«³ Ein ähnliches Resümee zog Egon Erwin Kisch: »Mit geradezu mathematischer

1 Zitate aus »Der Marques de Bolibar« im folgenden mit der Sigle »MB« und Seitenzahl nach der Ausgabe Wien/Hamburg 1986, deren Text dem (im Deutschen Exilarchiv verwahrten) originalen Typoskript folgt; die Neuauflage Hans-Harald Müllers, Wien/Darmstadt 1989, bietet einen vom Herausgeber veränderten Text.

2 Das ergibt meine Durchsicht der »Deutschen Bibliographie« seit 1945. Zur Druck- und Rezeptionsgeschichte des Romans s. Leo Perutz 1882–1957, S. 108–119, und H.-H. Müller/W. Schemus, S. 39f. Friedrich Torbergs Behauptung, Perutz sei »in der Zeit zwischen den beiden Kriegen [einer] der meistgelesenen Erzähler deutscher Sprache« gewesen (zitiert in Leo Perutz 1882–1957, S. 399), ist allerdings unhaltbar, s. Mandelartz, S. 2–4.

3 Broch, Leo Perutz: Der Marquis [sic] de Bolibar, in: Ders., Schriften zur Literatur 1: Kritik, Frankfurt a.M. 1975 (= Kommentierte Werkausgabe, Bd. 9/1), S. 360f., hier S. 361 (Erstdruck 1920).

Präzision arbeitet Perutz seine Stoffe aus, es ist einfach unfaßbar, wie folgerichtig, naturnotwendig und lebenswahr seine Figuren das Unerwartete, Überraschende tun müssen«. ⁴ Ausdrücke wie »Logik des Wunderbaren« und »mathematische Präzision des Unerwarteten« charakterisieren gut den besonderen Eindruck, den »Der Marques de Bolibar« und andere Romane von Perutz auf ihre Leser ausüben. Die Texte erzielen Wirkung vor allem durch ihre raffinierte erzählerische Konstruktion. Allerdings sollte man ihren literarischen Anspruch nicht strapazieren, wie es neuerdings gern geschieht. ⁵ Ausgewogener urteilte da Perutz' Freund Alfred Polgar:

»Ich überschätze die Bücher des Leo Perutz nicht. [...] Sie vermitteln dem Leser kein neues Bild des Seins, reden kein Loch in den Bauch der Welt, helfen nicht hinüber über Tod, Dalles [d.i. Geldnot, M.M.], glückliche und unglückliche Liebe. Sie versprechen dir nicht die Ewigkeit, aber sie erfüllen redlich die Stunde, in der du sie liest.« ⁶

Wenn »Der Marques de Bolibar« hier dennoch in eine Reihe mit bedeutenderen Texten gestellt wird, bedarf das einer Begründung. Die erzähltheoretische Frage nach der Motivation von Geschehen betrifft den narrativen Aufbau literarischer Werke, nicht ihren ästhetischen Wert. In den vier bislang untersuchten Texten war der Aufbau einer doppelten Welt beziehbar auf umfassendere metaphysische, ästhetische, sozialhistorische und psychologische Probleme. Auch im »Marques de Bolibar« werden zwar gewichtige Themen und Motive verwendet – der Ewige Jude tritt auf, es geht um Apokalypse und kollektiven Wahn. Diese Elemente werden jedoch nur als Versatzstücke verwendet und erschöpfen sich in ihrer narrativen Funktion. Andererseits: Gerade weil er kein »Loch in den Bauch der Welt reden« wollte und sich auf das Handwerk einer durchdachten Handlungsfügung beschränkte, gelang es Perutz, unter allen fünf Autoren die doppelte Motivationsstruktur am prägnantesten auszuarbeiten. Während die Erzählstruktur der doppelten Welt bei Goethe der Auseinandersetzung mit romantisch-metaphysischem Wirklichkeitsverständnis diene, bei Hoffmann eine verdeckte Poetik ausdrückte, bei Vischer psychopathologischen und bei Mann regressiven Hintersinn er-

⁴ Kisch, Wiener Erzähler, Prager Tagblatt, 7. 11. 1920, Unterhaltungsbeilage, S. 16, zitiert nach: Leo Perutz 1882–1957, S. 112.

⁵ Symptomatisch hierfür ist die Behauptung, in der Perutzschen Konzeption des historischen Romans werde »der Standort der Moderne ausgelotet« (aus dem Ankündigungstext im Prospekt 1992/I des Niemeyer-Verlages für das Buch von Michael Mandelartz).

⁶ Polgar, S. 508.

öffnete, ist sie bei Perutz nurmehr Instrument zur Befriedigung gehobenen Unterhaltungsbedürfnisses. Diese unterschiedlichen Funktionen derselben narrativen Struktur werden am Schluß noch ausführlicher zu erörtern sein.

Der Handlungsablauf des »Marques de Bolibar« bezieht seine Spannung aus der geschickten Kombination von folgerichtiger Entwicklung und überraschenden Wendungen des Geschehens. Ich fasse die Handlung zusammen.

Der Roman wird vom »Vorwort« eines namenlosen fiktiven Herausgebers eröffnet. Es werde hier aus dem Nachlaß des »kurze Zeit vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges« (MB 7) gestorbenen Rittergutbesitzers Eduard von Jochberg ein autobiographisches Manuskript vorgelegt, das eine Episode aus dem spanischen Feldzug Napoleons I. schildere. Jochberg habe daran als junger Offizier eines deutschen Rheinbundregimentes auf französischer Seite teilgenommen. Das Manuskript behandle »ein dunkles und vorher niemals aufgeklärtes Kapitel der vaterländischen Kriegsgeschichte« (MB 8), nämlich die Vernichtung zweier deutscher Regimenter im Winter 1812 durch spanische Guerilleros in der asturischen Stadt La Bisbal. Die Handlung setzt mit der friedlichen Besetzung der Stadt durch die deutschen Truppen ein; unterdessen hält sich die feindliche Guerilla in umliegenden Wäldern versteckt. La Bisbal ist gut befestigt, seine Bürger sind den Besatzern wohl und den ungebärdigen Guerilleros übel gesonnen, und so hätten die Soldaten keinen Grund zur Sorge, erführen sie nicht zufällig von einem gefährlichen Plan des angesehenen, auf Seiten der Guerilla stehenden Marques de Bolibar. Der Marques will sich heimlich in die Stadt begeben, eine Revolte der Stadtbevölkerung gegen die Besatzer anzetteln und den Guerilleros drei Zeichen zukommen lassen, auf deren Erhalt hin diese stufenweise den Angriff gegen die Stadt vorantreiben sollen. Nun wird aber der verkleidete Marques bereits beim Versuch, in die Stadt zu gelangen, von den deutschen Besatzern unerkannt erschossen, und damit scheint der Plan gescheitert, bevor er recht in Gang gekommen ist. Gleichwohl werden die drei Signale in einer Verkettung unglücklicher Umstände von verschiedenen Personen aus unterschiedlichen Handlungszusammenhängen heraus tatsächlich gegeben, zudem empören sich die Bürger der Stadt gegen ihre Besatzer – beides zusammen führt schließlich zum Untergang der deutschen Truppen: Der tückische Leutnant Günther entzündet absichtlich Feuer in einem Stadthaus (1. Zeichen), um die versteckten Guerilleros zur offenen Belagerung hervorzulocken und damit seine drohende Abkommandierung aus der Stadt zu verhindern, die ihn um ein Stelldichein mit der schönen Monjita gebracht hätte. Ein paar Nächte später spielt eine Gruppe eifersüchtiger deutscher

Offiziere auf der Klosterorgel (2. Zeichen), um sich an ihrem Kommandeur zu rächen, den sie gerade beim Tête-à-tête mit der allseits begehrten Monjita beobachten mußten. Bald darauf revoltiert die gläubige Stadtbevölkerung gegen die deutschen Besatzer, weil ein unbedachter Offizier ausgerechnet die Hauptkirche La Bisbals als Quartier für Soldaten und Pferde requiriert. Inzwischen rücken die Guerilleros vor und erstürmen schließlich die Stadt, nachdem ihnen Jochberg unwissentlich ein bestimmtes Messer (3. Zeichen) in die Hände gespielt hat. Die beiden deutschen Regimenter werden vollständig aufgerieben. Einziger Überlebender ist Jochberg, der über Nacht die weiße Haarfarbe, die Gesichtszüge und die Stimme des toten Marques de Bolibar angenommen hat und als solcher in der Schlußszene von den Spaniern ehrerbietig aus der Stadt gelassen wird.

»Der Marques de Bolibar« ist novellenhaft geschnitten: knapp erzählt, straff handlungsbestimmt und auf eine unerhörte Begebenheit konzentriert. Im Mittelpunkt steht mit der Vernichtung der beiden deutschen Regimenter ein, wie der fiktive Herausgeber im Vorwort hervorhebt, »in der Kriegsgeschichte aller Zeiten wohl einzig dastehender Fall« (MB 10). »Einzig« ist der Fall, weil er gegen alle Wahrscheinlichkeit stattfindet. Denn die Ausgangssituation – wohlgeleitete deutsche Soldaten in einer gutbefestigten Stadt auf der einen Seite, zerlumpte spanische Guerilla in schlammigkalten Wäldern auf der anderen – läßt den katastrophalen Ausgang nicht erwarten.

Der Ausgang der Geschichte wird im Herausgebervorwort vorweggenommen. Diese anfängliche zukunftsweisende Vorausdeutung wird im Verlauf der Handlung mehrmals wiederholt. Die Grundhaltung des Ich-Erzählers Jochberg ist nicht transparent in dem Sinn, daß er während des Erzählens sein retrospektives Wissen um den Ausgang des Geschehens durchgängig »vergessen« und ausschließlich vom raumzeitlichen Standpunkt des erlebenden Ich aus erzählen würde. Vielmehr erinnert er den Leser immer wieder an die bevorstehende Schlußkatastrophe.⁷

Diese zukunftsweisenden Vorausdeutungen verändern die Wirkung der erzählten Ereignisse auf den Leser. Er versteht die Geschichte nicht, wie die involvierten Figuren, vor dem offenen Horizont einer ungewissen Zukunft, sondern vom retrospektiven Standpunkt eines um das Ende wissenden Betrachters, und ordnet das Geschehen ständig im Hinblick auf dieses Ende. Der Möglichkeitsspielraum alternativer Verzweigungen, den jede Episode in sich trägt, tritt in der Leserwahrnehmung zurück. Stattdessen verengt sich aus der Retrospektive der Spielraum mehrerer

7 Siehe MB 45, 50, 82, 89, 96, 112, 157, 171, 229, 235, 237.

möglicher Geschehensverläufe auf den einen, der tatsächlich eingetreten ist, und erweckt den Anschein tragisch-unausweichlicher Konsequenz.⁸

Das Vorwort kehrt die Ungewöhnlichkeit des Geschehens hervor und provoziert damit die Frage nach seinen Ursachen. Durch die zukunftsweisenden Hinweise wird von Anfang an und immer wieder die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Erklärungsbedürftigkeit der Ereignisse nicht nur gelenkt, sondern konzentriert. Nicht das Ergebnis der Kausalkette, sondern ihr Ursachengefüge ist unbekannt. Die Geschichte bezieht ihre Dynamik nicht aus einer »Ob-überhaupt-Spannung«, sondern aus einer »Wie-Spannung«;⁹ sie entspringt der erklärungsheischenden Divergenz zwischen dem wahrscheinlichen und dem tatsächlichen Ausgang.

Atomare Folgerichtigkeit, molekulare Überraschung

Auf den ersten Blick scheint in »Der Marques de Bolibar« eine empirisch glaubwürdige Welt dargestellt zu sein. Dieser Eindruck wird durch verschiedene Faktoren hervorgerufen. Es handelt sich um einen historischen Roman über ein Thema aus der »vaterländischen Kriegsgeschichte« (MB 8). Das Vorwort des fiktiven Herausgebers referiert auf raumzeitliche Koordinaten der realen Welt: Jochberg lebte als Rittergutsbesitzer in Nassau und starb kurz vor dem deutsch-französischen Krieg, also kurz vor 1870/71; das Manuskript schildert Ereignisse des napoleonischen Spanienfeldzuges in Asturien. Der Herausgeber nennt Autoren, Titel und Erscheinungsdaten eines halben Dutzends historiographischer Monographien über den Feldzug: August Scherbruchs sechsbändiges Kompendium »Der Kampf auf der Pyrenäischen Halbinsel«, 1807 bis 1813 (Halle: Langermann, o.J.), die anonyme Studie »Die Rheinbundtruppen in Spanien: Ein Beitrag zur Strategie der Unvernunft« (Karlsruhe: Taube, 1826) sowie die einschlägigen Monographien von F. Krause, H. Leistikow und Fischer-Tübingen (MB 8).

Am literarischen Realitätseffekt dieser bibliographischen Quellenangaben ändert der Umstand nichts, daß sie sämtlich fiktiv sind,¹⁰ ebenso

8 Der Eindruck unausweichlicher Konsequenz wird durch die starke »Selektion und Raffung des dargestellten Geschehens« verstärkt, s. Jaffé Carbonell, S. 80f.

9 Lugowski, S. 40.

10 Das ergibt meine Durchsicht des »Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) 1700–1910« (München u.a. 1979–1987) und des »Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) 1911–1965« (München u.a. 1976–1981).

erfunden wie die Stadt La Bisbal¹¹ und die Adelsnamen der deutschen Offiziere. Diese Namen, Daten und Details *denotieren* zwar keine realen Gegenstände; doch sie *konnotieren* Realismus, sie dienen dem Leser als Signale dafür, daß es hier nach Spielregeln zugeht, die im literarischen Spiel als ›realistisch‹ kodiert sind.¹² Daß der »Marques de Bolibar« authentische Wirkung durchaus erreicht, belegt jener ungenannte deutsche Offizier, von dem Perutz' Frau Grete berichtet,

»dass er alle Ahnen- und Gothabücher nach dem Namen Eduard von Jochberg durchsuchte aber nicht fand. Leo Perutz antwortete ihm, nicht weiter zu suchen, da der Name erfunden sei und die ganzen Auszüge nicht existierten. Der Offizier schrieb ihm etwas traurig und böse zurück, dass »Der Marques de Bolibar« zu seinen Lieblingsbüchern gehöre und daher seinen Platz neben Goethe habe, so belasse er ihn zwar dort, gebe ihm aber den Rat mit der Wissenschaft keine Scherze zu treiben.«¹³

Auch ein Dr. P. van Andel aus dem holländischen Haag bescheinigt dem Roman in einem Brief an Perutz, er sei »in so wunderbarer Harmonie mit demjenigen was dem Unterzeichneten aus einer Autobiographie seines Grossvaters mütterlicherseits bekannt ist«, daß die »Schilderung als seltsam naturgetreu zu betrachten und zu würdigen hervorkommt.«¹⁴ Weiterhin signalisieren Details aus dem Alltagsleben der Soldaten (Kälte, Schmutz, schlechtes Essen usw.) – in dieser Hinsicht Vischers »Auch Einer« vergleichbar – die Widerständigkeit des Faktischen und damit eine als ›realistisch‹ markierte Welt.

Vor allem aber ist das Geschehen lückenlos empirisch zu erklären. Die überraschenden Wendepunkte sind – wie aus der obigen Handlungszusammenfassung hervorgeht – hinreichend psychologisch motiviert durch Eifersucht, Neid, Grobheit und Unbedachtheit der deutschen Offiziere. Auch der Zufall (in Form des unbeabsichtigten, aber bedeutsamen Zusammentreffens separater Kausalketten) kommt dem Plan des toten Marques zu Hilfe. Die Motivation des Geschehens im »Marques de Bolibar« ist durch eine ›historische Erklärung‹ bzw. ›molekulare Erzählung‹ im

11 Eine Stadt dieses Namens gibt es in Katalonien, nicht in Asturien. Zum realgeschichtlichen Bezug des Romans s. Jaffé Carbonell, S. 70 und 287f.

12 Allerdings verwendet Perutz auch historisch nachweisbare Elemente wie die Namen der deutschen Regimenter »Nassau« und »Erbprinz von Hessen«, des französischen Generals Salignac und des spanischen Guerrillaführers Empecinado, s. Jaffé Carbonell, S. 70, und H.-H. Müller, Nachwort, S. 267.

13 Nachlaß Leo Perutz, Deutsche Bibliothek/Deutsches Exilarchiv 1933–1945, Frankfurt a.M., Signatur EB 86/94, II. B.a.4., Blatt VI.

14 Brief vom 4. 12. 1922. Nachlaß Leo Perutz, Deutsche Bibliothek/Deutsches Exilarchiv 1933–1945, Frankfurt a.M., Signatur EB 86/94, I.A.6.

Sinne Arthur C. Dantos¹⁵ analysierbar als komplex motivierte, mehrteilige Kette von Ursachen (im Unterschied zu einer ›atomaren Erzählung‹). Ein kompliziertes Gewebe größerer und kleinerer Ursachen führt zur Katastrophe von La Bisbal. Jede einzelne dieser Ursachen ist für sich genommen nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich – das Endergebnis dagegen ist relativ zur Ausgangssituation unwahrscheinlich. Auf diese Weise kommt die scheinbar paradoxe Kombination von Folgerichtigkeit und Plötzlichkeit des Geschehens zustande, von der Kisch in seiner eingangs zitierten Rezension des Romans spricht. (Auf eine Ausnahme gehe ich unten ein: Daß Jochberg zum Schluß die Züge des toten Marques annimmt und so als einziger Deutscher der Katastrophe entkommt, scheint ein empirisch nicht auflösbares, irreduzibel phantastisches Detail zu sein.)

Die Konstruktion des Übernatürlichen

Doch mit der Differenzierung von atomarer und molekularer Erklärung ist das Motivationsgefüge im »Marques de Bolibar« nicht hinreichend beschrieben. Der Text gibt immer wieder Andeutungen und explizite Hinweise auf einen Erklärungsrahmen des Geschehens, in dem die Ereignisse nicht empirisch-kausal, sondern übernatürlich und final motiviert erscheinen.

Die katholische Bevölkerung von La Bisbal ist in abergläubischer Religiosität befangen. Auch der Schauplatz der Handlung ist mit mythisch-religiöser Bedeutsamkeit aufgeladen. La Bisbal sei, so ein Spanier, »vor mehr als fünftausend Jahren von dem König Herkules und dem heiligen Jakob gemeinschaftlich erbaut worden« (MB 38). In der Stadt hängen »alle Wände voll Heiligenbilder«, »in der Küche liegen die Andachtsbücher in Haufen« und ein Offizier beklagt sich über seinen Hauswirt: »Den ganzen Tag hat er den Namen der heiligen Jungfrau auf den Lippen und so oft ich nach Hause komme, liegt er vor irgendeinem St. Jakob oder Dominikus auf den Knien« (MB 54). Ein gutes Dutzend Heilige werden im Laufe der Handlung von den Spaniern angerufen, und sogar die Schenke der Stadt trägt einen Namen, der alkoholische Verlockungen mit dem eucharistischen Transsubstantiationswunder legitimiert: »Zum Blute Christi« (MB 241). Der humanistisch gebildete Leutnant Donop erklärt seinem Kameraden Jochberg auf einem gemeinsamen Ausritt,

15 Siehe oben S. 23 und Danto, S. 251f.

»wie sehr die spanische Landschaft noch heute den Schilderungen entspräche, die der Römer Lucan in seinem Bericht über Catos Reise nach Utica entworfen habe. Er fand, daß die Art, wie die Weiber an den Bächen die nasse Wäsche gegen die Kieselsteine schlugen, durch mehr als zweitausend Jahre hindurch die gleiche geblieben war, er hatte seine helle Freude an jedem spanischen Ochsenkarren, der uns begegnete, weil die genau so waren, wie man sie auf den Titelpuffern zu Vergils Georgien [sic] abgebildet sehen könne.« (MB 102)

Wie schon in Hoffmanns »Der Zusammenhang der Dinge« begünstigt auch im »Marques de Bolibar« die Verlegung des Geschehens in ein imaginäres Spanien die antirealistische, phantastische Lesart der Geschichte. In exotischer Fremde ist eher zulässig, was man sich für die eigene, vertraute Umgebung als unglaublich verbäte. Die besondere Realitätsgebundenheit des historischen Romans erhält so durch den exotischen Schauplatz ein Gegengewicht. Allerdings wird die Glaubwürdigkeit der genannten religiösen Elemente relativiert. Die Deutschen, aus deren weltanschaulicher Perspektive erzählt wird, mokieren sich über den Aberglauben der Spanier.¹⁶ Das suggerierte religiöse Ambiente zeigt zudem synkretistischen Charakter – etwa in der bereits erwähnten Gründungslegende der Stadt La Bisbal, die den antiken Herkules neben den alttestamentarischen Jakob stellt (MB 38). Die angeführten religiösen Inhalte sind beliebig, solange sie nur im Bereich des Abergläubischen bleiben.

Kurz nach ihrer Ankunft in La Bisbal stößt der geheimnisvolle Rittmeister Salignac zu den deutschen Truppen. Um die Stirn trägt er stets ein Tuch gebunden, und sein Gesicht beschreibt Jochberg als farblos, »beinahe gelb, und von einem tödlichen Siechtum gezeichnet« (MB 63). Ihm geht der Ruf voraus, seiner Umgebung stets Unglück zu bringen, selbst aber unbeschadet davonzukommen. Von der abergläubischen spanischen Bevölkerung wird er ängstlich gemieden und mit »Eure Ewigkeit« (MB 110) angeredet; schließlich identifiziert ihn der spanische Pfarrer als den Ewigen Juden (MB 111).

Auch auf deutscher Seite weiß man Seltsames über den Rittmeister zu berichten. Man verwahrt sich zwar gegen den spanischen Aberglauben. Der Hauptmann Eglofstein etwa beteuert seinen Kameraden: »Ihr wißt, daß ich jede Art törichteren Aberglaubens verachte. Ich kümmere mich den Teufel um Gott und um die Heiligen und die Nothelfer und was sonst an himmlischen Fabelwesen das eingebildete Paradies bevölkert« (MB 131). Der (intendierte) Romanleser teilt die moderne Skepsis der Soldaten gegenüber den abergläubischen Spaniern und identifiziert sich insofern

¹⁶ Siehe MB 14, 22, 52, 54, 74, 80, 90, 103, 106, 109.

mit ihrem Standpunkt.¹⁷ Wenn nun auch diese geheimnisvolle Dinge über Salignac erzählen, gewinnt die Möglichkeit übernatürlichen Geschehens an Glaubwürdigkeit – das ist der erzählstrategische Sinn dieser Kombination von Wunderglaube und Skepsis. In einem Kapitel mit der Überschrift »Mit König Saul nach Endor« nämlich erzählt Hauptmann Eglofstein den anderen Offizieren von früheren Begegnungen mit Salignac, der in der Armee schon lange den Ruf habe, »daß er immer dabei, wenn es ein Unglück gab, und stets mit dem Leben davontkam« (MB 134). »Es gibt Menschen, die sind die Avantgarde der Vernichtung. Wohin sie kommen, bringen sie Unheil und Verderben. Es gibt solche Menschen, Donop, ich weiß es und wenn du mich auch als einen Phantasten verlachst« (MB 132), bekennt Eglofstein, und Donop stimmt zu: »Ich lache nicht. Kommt nicht für jeden einmal die Stunde, in der er mit König Saul nach Endor geht?« (MB 132)¹⁸ Die anderen wundern sich: »Wie, Herr Hauptmann, aus solch einem Zufall wollen Sie Schlüsse ziehen?«. Hauptmann Eglofstein: »Zufall. Mag sein. Aber die Zufälle häufen sich« (MB 133) und fährt mit weiteren Beispielen von Salignacs Unglücksaura fort. Die Offiziere werden nachdenklich; der Ich-Erzähler Jochberg schreibt: »Und ein Schauer überrann mich und die Angst – schon wußt ich nicht mehr, wovor, und eine ferne Ahnung von einem fremden und uralten Geheimnis – aber nur eine Sekunde lang fühl' ich das alles, dann war's verflogen« (MB 135). Nur der robuste Hauptmann Brockendorf, diesseitig wie keiner seiner Kameraden, bleibt unbeeindruckt von Eglofsteins Erzählungen:

»Mir wiederum [...] sind vor zwei Tagen zwei Bouteillen Claret abhanden gekommen und eine Bouteille Burgunder. Ich durchsuchte das Haus und fand sie unter dem Bett meiner Wirtin versteckt. An diesem Falle wenigstens trifft Salignac keine Schuld. Man muß den Dingen immer auf den Grund gehen.« (MB 136)

Dieser bodenständige Nachklang zu Eglofsteins Bericht über den unheimlichen Salignac ist typisch für Perutz' Erzählweise: Die Existenz des Übernatürlichen wird suggeriert, aber stets auch durch kompensierende Erzählgriffe relativiert.

Wenige Tage später wird Leutnant Jochberg allerdings einziger Zeuge einer Szene, die über Salignacs wahres Wesen keinen Zweifel mehr offenzulassen scheint. »Ein Gebet« ist das Kapitel ironisch betitelt, in dem

¹⁷ Jacques Finé nennt solche Identifikationsfiguren »représentants logiques« (Finé, S. 137); der Ausdruck ist allerdings mißlich, da empirisches Wissen keine Frage der Logik ist.

¹⁸ 1. Samuel 28 erzählt König Sauls Besuch bei einer Totenbeschwörerin in der Stadt Endor, die ihm und den Seinen den baldigen Tod weissagt. Analog dazu prophezeit der Marques den deutschen Soldaten ihren Untergang.

Salignac sich selbst als der Ewige Jude zu erkennen gibt. Die Figur des Ewigen Juden ist motivgeschichtlich nicht scharf umrissen. Außer den beiden Merkmalen der Unsterblichkeit und des ruhelosen Wanderns hat die literarische Tradition keine invarianten Merkmale oder Handlungsmuster ausgeprägt, die mit der Verwendung der Figur obligatorisch aufgerufen würden.¹⁹ In Perutz' Roman ist der Ewige Jude negativ markiert als Gehilfe des Antichristen. Jochberg beobachtet, wie Salignac, der sich allein wähnt, einem Christusbild an der Wand die baldige Ankunft des Antichristen ankündigt. Salignac:

»Deine Stimme ist Sturmwind, doch ich erschrecke nicht. Der, dem ich diene, hat den Mund eines Löwen und seine Stimme donnert aus tausend Schlünden über die blutigen Felder der Erde. [...] Er ist der Verheißene. Er ist der Rechte. Denn die hohen Zeichen sind alle erfüllt. Von der Insel des Meeres her ist er gekommen und die zehn Kronen trägt er auf seinem Haupt, wie es verkündet steht. [...] Zittere, du! Armseliger! Das Ende deiner Macht ist nah. Wo sind sie, die für dich streiten? Wo sind die hundertvierundvierzigtausend, die deinen Namen auf der Stirne tragen? Ich sehe sie nicht. Aber er ist gekommen, der Furchtbare, der Überwinder und wird zerschmettern dein Reich auf dieser Welt.« (MB 195f.)

Darauf der heimliche Beobachter Jochberg:

»Als ich dies hörte, erfaßte mich Grauen, denn ich erkannte in diesen Worten das Bild des Antichrists, des Feindes der Menschheit, der sich mit seinen Zeichen und Wundern, mit seinen Siegen und Triumphen über alles erhebt, was Gott heißt und Gottesdienst. Die Siegel des Lebens zerbrachen vor meinen Augen. Und ich sah klar mit einem Male in der Wirrnis der Zeit und erkannte ihren geheimen und furchtbaren Sinn.« (MB 195)

Hier wird das christlich-eschatologische Schema der Johannes-Offenbarung aufgerufen:²⁰ Das Tier des Antichristen, aus dem Meer steigend, zehn Kronen auf dem Haupt und mit dem Mund eines Löwen (Off. 13,1f.), vom ganzen Erdboden bestaunt und angebetet (Off. 13,4) und dem Macht gegeben ist über die Menschen (Off. 13,5); die Siegel des Lebens, d.h. das Buch mit sieben Siegeln (Off. 5,1); die hundertvierundvierzigtausend Knechte Gottes (Off. 7,4).

¹⁹ Siehe Anderson. Der Tradition entnommen ist Salignacs Stirnbinde, die sich wohl zuerst in Matthew Gregory Lewis' »The Monk« (1796) als Merkmal des Ewigen Juden findet. Auch in Gustav Meyrink's Ahasver-Roman »Das grüne Gesicht« (1917), den Perutz bei der Arbeit am »Marques de Bolibar« 1918/19 gelesen haben mag, trägt die Hauptfigur eine schwarze Stirnbinde (s. S. 28 der Neuausgabe, München/Wien 1982).

²⁰ Auf die Johannes-Apokalypse verweist knapp auch Reinhard Lüth, S. 111; unverständlich ist mir allerdings sein Verweis auf Hiob 1, 15.16 (ebd.).

Weitere Parallelen zwischen Romangeschehen und biblischen apokalyptischen Vorstellungen (nun nicht zur Johannes-, sondern zur synoptischen Apokalypse):

»Ihr werdet aber von Kriegen und Kriegsgerüchten hören [...]; denn erheben wird sich Volk wider Volk« (Mat. 24,6f.) – so wie die plötzliche Revolte der Stadtbevölkerung gegen die deutschen Truppen.

»Seht den Mond an, den Narren, der kann auch keine Ordnung halten [...]. War er nicht gestern noch wie ein Pickelhering so dürr und heut blickt er drein, feist wie ein Mastschwein«, sagt Hauptmann Brockendorf (MB 91). Lük. 21,25: »Und es werden Zeichen eintreten an Sonne und Mond und Sternen«.

»Wenn sie euch aber überliefern, so sorget euch nicht darum, wie oder was ihr reden sollt [...]. Denn nicht ihr seid es, die reden, sondern der Geist eures Vaters ist's, der in euch redet« (Mat. 24,19f.). Jochberg am Schluß des Romans: »Und aus meinem Munde sprach eine fremde Stimme fremde Worte« (MB 253).

Auf der Flucht vor den Guerilleros ertrinken viele der Soldaten im Fluß: »Bis an die Schultern im Wasser stehend, arbeiteten sie gegen die Strömung, aber die Kälte ließ sie erstarren und einer nach dem anderen verschwanden sie in den Fluten« (MB 242). Lük. 17, 26f.: »Und wie es in den Tagen Noahs zugeh, so wird es auch in den Tagen des Sohnes des Menschen sein: Sie aßen, sie tranken, sie heirateten, sie wurden verheiratet bis zu dem Tage, da Noah in die Arche ging und die Sintflut kam und alle vertilgte.«

Der Ewige Jude Salignac, erkennt Jochberg, ist Diener des Antichristen. Salignac prophezeit des Antichristen baldiges Erscheinen und damit die Apokalypse. (Zugleich verkündet er, daß nur die erste Hälfte der apokalyptischen Weissagung der Bibel, die Herrschaft des Antichristen über die Erde, nicht aber seine Vertreibung und Ersetzung durch das Jüngste Gericht eintreten werde.)

Die Vernichtung der beiden deutsch-napoleonischen Regimenter in der spanischen Stadt La Bisbal des Jahres 1812 wird so zu einer Apokalypse in nuce transformiert. Der apokalyptische Rahmen verleiht dem Geschehen eine unausweichliche Finalität, von der die empirische Motivierung der Ereignisse überlagert wird. Anders als die Apokalypse impliziert die Motivfigur des Ewigen Juden zunächst kein zielgerichtetes Handlungsschema, sondern die iterative Struktur einer ewigen Wanderschaft. Indem Perutz den Ewigen Juden jedoch mit dem eschatologischen Schema der Apokalypse verknüpft, integriert er ihn in einen finalen Motivierungsrahmen (der freilich theologisch in der Gestalt des Ewigen Juden schon angelegt ist, insofern mit Christi Rückkehr am Ende der Zeit auch seine

»ewige« Wanderschaft beendet wird).²¹ Das kausal-empirische Kriegsgeschehen erhält durch Salignac, des Teufels »Leibkuriere« (MB 200), einen Erklärungsrahmen, der die Kontingenz des Empirischen durch die negative Providenz des Antichristen überlagert.

Zweideutige Motivierung

Allerdings provoziert der Text auch Zweifel daran, ob es den Ewigen Juden in der erzählten Welt des »Marques de Bolibar« wirklich gibt. Denn der epistemische Status von Salignacs Selbstgespräch ist ungewiß. Rückblickend scheint es Jochberg, »als hätte ich das sonderbare Zwiegespräch [zwischen Salignac und dem Christusbild] nur geträumt« (MB 192); während des Gesprächs ist er übermüdet, »es mag sein, daß ich wirklich einige Sekunden hindurch geschlafen habe« (MB 194); nachher ist ihm zumute, »als hätte ich geschlafen und schwer geträumt« (MB 197).

Auch Salignacs andauernde Rastlosigkeit kann empirisch-psychopathologisch gedeutet werden. Bis ins 19. Jahrhundert hinein sind Fälle von Personen historisch belegt, die sich, durch einen exzessiven Wandertrieb auffällig geworden, als Inkarnationen des Ewigen Juden ausgaben oder auch von abergläubischen Zeitgenossen mit dieser Figur identifiziert wurden.²² Noch wenige Jahre, bevor Perutz seinen Roman schrieb, diagnostizierte ein Psychiater anhand von klinischem Material aus Jean Martin Charcots berühmter Klinik »La Salpêtrière« das Auftreten solcher Personen als neurotische Störung.²³ Auch die merkwürdigen Ereignisse um Salignac können realitätskompatibel aufgefaßt werden, als unwahrscheinlich, doch empirisch möglich. Sie suggerieren phantastische Erklärungen, erzwingen sie aber nicht.

Salignac ist nicht der einzige Protagonist mit übernatürlichen Aspirationen. Sein weltlicher wie religiöser Gegenspieler ist der Marques de Bolibar. Daß es auch bei diesem nicht mit rechten Dingen zugeht, beteuert ein Guerillero: »Geben Sie ihm zwei Maß Blut, zwölf Pfund Fleisch und einen Sack Knochen, so macht er einen Menschen daraus, einen Christen oder einen Mohren, das ist ihm gleich« (MB 47). Aber im Gegensatz zu

Salignac, dessen »Element« erklärtermaßen der Krieg ist (»Was soll mir der Friede! [...] Krieg war all mein Lebtage mein Element«, MB 116), beteiligt sich der Marques nur ungern an den Kämpfen: »Ich verachte den Krieg, der uns zwingt, immer wieder das Schlechte zu tun. Und ein armer Bauernknecht, der in Einfalt seinen Acker pflügt, hat mehr Ruhm, als die Feldherren und Generäle« (MB 48). Der Marques scheint über besondere Beziehungen nicht, wie Salignac, zum Teufel, sondern zu Gott zu verfügen. Dem Leutnant Rohn, der den Marques und die Guerilleros belauscht, als sie den Vernichtungsplan des Marques beschließen, »war in seinem geängstigten und vom Fieber verwirrten Herzen zumute, als wären nun auch Gott und die Jungfrau mit den Guerillas im Bunde und nähmen Teil an der Verschwörung« (MB 42).

Unmittelbar vor seiner Erschießung durch eine Abteilung Soldaten unter dem Kommando Jochbergs bittet der (von den Deutschen unerkannte) Marques die Offiziere, sich der Aufgabe anzunehmen, die er, der Marques, noch zu erfüllen habe. »Was du zu tun hast, wollen wir für dich tun!« (MB 80), versprechen diese ihm unvorsichtigerweise. Auf die Frage, was sie denn genau zu tun hätten, antwortet der Marques lakonisch »Gott wird's euch zeigen!« (MB 81). Nach der Erschießung denkt Jochberg, der inzwischen als einziger die wahre Identität des Marques erkannt hat, über diese seltsame Antwort nach.

»[...] ich begriff nun den Sinn des seltsamen Eides, den er uns hatte schwören lassen. Den Tod vor Augen [...], hatte der Marques de Bolibar uns die Vollführung seines Werkes hinterlassen, wir selbst sollten die Signale geben, die uns Vernichtung bringen sollten. [...] Ein plötzlicher Schauer durchlief mich und die Furcht vor etwas, was ich in Worte nicht fassen konnte und das so dunkel, so drohend, so voll Gefahren vor mir lag, wie die schwarzen Schatten jener fernen Eichenwälder.« (MB 84)

So erscheint das folgende Geschehen als unfreiwillige Ausführung des letzten Willens des Marques, der die nichtsahnenden Protagonisten zu Puppen am Faden einer übernatürlichen Macht macht. Die Behauptung des Marques, »Gott wird's euch zeigen!« (MB 81), von plötzlich einsetzenden Kirchenglocken bekräftigt, wird zur göttlich beglaubigten zukunfts-gewissen Voraussage.²⁴

21 Siehe »Wandering Jew«, Encyclopaedia Judaica, Bd. 16, Sp. 261.

22 Siehe Anderson, S. 106-127 (Kap. 5: »Impostors Real and Fictitious«).

23 Siehe Henri Meige, »The Wandering Jew in the Clinic: A Study in Neurotic Pathology« (frz. Erstausgabe Paris 1893) in: Galit Hasan-Rokem u. Alan Dundes (Hg.), »The Wandering Jew. Essays in the Interpretation of a Christian Legend«, Bloomington 1986, S. 190-194: »[...] he is constantly driven by an irresistible need to move on, to travel, without being able to settle down anywhere« (S. 191).

24 »In gewissen Bereichen erzählender Dichtkunst verbietet sich jeder Zweifel an der Erfüllung einer Voraussage von vorneherein: Dort nämlich, wo das Walten göttlicher, mythischer oder dämonischer Mächte den eigentlichen Erzählgegenstand ausmacht [...]. Wo in christlicher Dichtung die Stimme Gottes oder die himmlischer Boten unmittelbar vernehmlich wird, ist ihre Weisung letztverbindlich und absolut schlüssig, weil »Vorsehung« und »Fügung«, d.h. Zukunftseinsicht und -gestaltung, hier eins sind« (Lämmert, S. 179f.).

Freilich durchfährt Jochberg nur ein dunkler »Schauer«, und Leutnant Rohn ist vom Fieber verwirrt, als er die unheimliche Verschwörung belauscht. Wie schon bei Salignac gibt es so auch beim Marques immer wieder Hinweise auf eine natürliche Erklärungsmöglichkeit oder auf eine mögliche Unzuverlässigkeit des Erzählers.

Ich fasse zusammen. Das Motivationsgefüge des »Marques de Bolibar« besteht aus zwei parallelen Erklärungssträngen. Der eine, fundamentale ist empirisch-realistisch und zeigt die Katastrophe von La Bisbal als Ergebnis einer unglücklichen Verkettung diverser Handlungen. Die prima-facie-Unwahrscheinlichkeit der unerhörten Begebenheit wird verständlich, insofern sich im Laufe des Romans der unwahrscheinliche Makrokontrast zwischen Ausgangs- und Endzustand als Wirkung kleiner Zwischenschritte herausstellt, die für sich genommen wahrscheinlich sind. Doch läuft dem empirisch-kausalen Motivationsstrang ein zweiter, phantastisch-finaler parallel. Seine Existenz wird dem Leser vor allem mit den beiden Figuren des Rittmeisters Salignac und des Marques de Bolibar suggeriert. Beide scheinen mit übernatürlichen Kräften im Bunde, aus beider Perspektive scheint das Geschehen vom Ende her gesteuert. Während Salignac als Diener des Antichristen und Vorbote der (negativ gewendeten) Apokalypse auftritt, wird der Plan des Marques durch göttlichen Beistand zum Ziel geführt. Das komplizierte Gebilde kausaler Verknüpfungen, das schließlich zum Untergang der deutschen Regimenter und zum Sieg der Guerilla führt, ist in dieser Perspektive nicht eine kontingente Gemengelage von Figurenhandlungen, sondern das intentionale Produkt eines teuflischen (Salignac) oder göttlichen (Marques) Agenten. (Der finale Motivationsstrang ist im Roman also zweifach begründet.) Was einerseits durch die apokalyptischen Zeichen und durch den Auftrag des todgeweihten Marques an die deutschen Offiziere schicksalhaft vorgezeichnet scheint, ist andererseits auch empirisch-psychologisch wohlmotiviert. Die Konkurrenz der alternativen Erklärungsmodelle wird nicht aufgelöst.

Alfred Polgar hat Perutz' Erzählkunst in einer bereits zitierten Besprechung mit folgenden Worten charakterisiert:

»Es ist ein Wirkungs-Geheimnis dieser Bücher, daß die Ereignisse, deren Chronik sie sind, nicht nur ihre, mit aller Technik und Schlaueit einer ausgepichten Erzählerbegabung gefügte logische Folgerichtigkeit haben, sondern auch eine überlogische Kausalität, deren Kette letztes Stück durch Gottes Finger läuft. Der ist in jedem Buch von Perutz, so fern es aller Gläubigkeit und Religiosität, merkbar.«²⁵

²⁵ Polgar, S. 508.

So auch im »Marques de Bolibar«. Das Geschehen unterliegt einerseits »logischer Folgerichtigkeit«, andererseits »überlogischer Kausalität«. Die empirisch-kausale und die phantastisch-finale Interpretation des Geschehens sind jedoch miteinander unvereinbar. Der Text ist auf paradoxe Weise überdeterminiert. »Wie soll ich ihn nennen, den rätselhaften Willen, der uns alle so elend und zu seinem Narren gemacht hat? Soll ich ihn Schicksal nennen oder Zufall oder ewiges Gesetz der Sterne?« (MB 72), fragt Leutnant Donop einmal. Der Text stellt diese Frage mit raffinierter Emphase in den Vordergrund, ohne sie zu beantworten.

Zwischen Apokalypse und Wahn

Eine Episode im »Marques de Bolibar« scheint allerdings schlecht in das paradoxe Schema einer durchgängig zweideutigen Welt zu passen: Die Metempsychose des Ich-Erzählers Jochberg, die Besetzung seiner Person durch den Geist des toten Marques de Bolibar nach der Vernichtung der deutschen Regimenter durch Guerilla und Stadtbevölkerung. Jochberg:

»Ich weiß nicht, wie das Seltsame geschah. Ich stand und sah mich im Spiegel und sah nicht mehr mich selbst, sondern das Bildnis eines fremden, alten Mannes mit weißem Haar. Und dann durchfuhr es mich und in mir erwachten auf sonderbare und unerklärliche Art die Gedanken eines anderen, seine Tat lebte in mir, sein Wille, sein Entschluß und es ergriff Besitz von mir und durchbebte mich mit einem wilden Schauer des Triumphes. [...] In mir war groß und furchtbar der Marques de Bolibar.« (MB 249)

Daß der achtzehnjährige Jochberg über Nacht weißes Haar bekommt, ist als empirisches Faktum nicht unvereinbar mit populärmedizinischen Vorstellungen der Zeit. Plötzliches Ergrauen unter dem Einfluß heftiger affektiver Erregungen (»canities subita psychogenica«) wurde für möglich gehalten. Der Artikel »Haare« des »Brockhaus« von 1908–10 teilt mit: »Es sind aber auch Fälle von plötzlichem Ergrauen der Haare bekannt, in denen infolge heftiger Gemüterschütterungen das Haar in einer Nacht ergraute (Marie Antoinette, Thomas Morus, Ludwig von Bayern).«²⁶ Eine Heidelberger medizinische Dissertation von 1913 konstatiert: »Wie die Haare in einer Nacht bleichen können, nach starken seelischen Erschütterungen, ist gänzlich unbekannt, und doch sind solche Fälle einwandfrei

²⁶ Brockhaus Konversations-Lexikon, 14., vollst. neubearb. Aufl., Leipzig 1908–10, Bd. 8, S. 570. Alle Interpreten des »Marques de Bolibar« scheinen das plötzliche Erbleichen unhistorisch als rein phantastisches Detail zu verstehen, explizit so Lüth, S. 108.

festgestellt«. ²⁷ Auch heute noch wird in ›modernen Sagen‹ mit Wahrheitsanspruch von plötzlichem Ergrauen erzählt. ²⁸

Auch daß Jochberg für den Marques gehalten wird, bleibt nicht ohne Erklärung. Zu Lebzeiten hatte der echte Marques mehrmals seine ungewöhnliche Verwandlungsfähigkeit bewiesen. »Ihr Gesicht ist keines von denen, die man leicht vergißt«, versichert ihm zwar ein englischer Verbündeter (MB 46); doch der Marques imitiert daraufhin den englischen Lord Hill derart überzeugend, daß der Engländer sogar befürchtet, die Spanier könnten ihn verkennen und als Feind erschießen (MB 46f.). Später verkleidet sich der Marques so erfolgreich als Maultiertreiber, daß ihn nur sein eigener Hund erkennt (MB 75). So ist es nicht unmotiviert, wenn die Spanier in Jochberg, als er ihnen unfreiwillig das dritte Zeichen zum Angriff auf die Stadt überbringt, den verkleideten Marques zu erkennen meinen (MB 234f.) und ihn als solchen auch nach der Entscheidungsschlacht in La Bisbal hinter der »Maske« Jochbergs (MB 249) identifizieren.

Ist aber auch die innere Identitätsumwandlung Jochbergs empirisch aufzulösen? Im Fall des vermeintlichen Ewigen Juden Salignac berichtet Jochberg vom übernatürlichen Charakter des Rittmeisters aus der Außensicht mit entsprechend begrenzter Erkenntnisfähigkeit. Mit Jochbergs Metempsychose hingegen wird der Leser aus der Innensicht des Ich-Erzählers konfrontiert. Anders als die übrigen Ereignisse des Romans scheint die Metempsychose nicht natürlich *oder* übernatürlich erklärbar, sondern eindeutig phantastisch zu sein.

Die Balance zwischen beiden Erklärungssträngen bliebe jedoch intakt, wenn die Metempsychose als unglaubwürdige Behauptung eines unzuverlässigen Erzählers relativiert würde. In diesem Fall stünde nicht nur der nicht-mimetische, sondern auch der mimetische Gehalt von Jochbergs Behauptungen in Frage. (Im Falle Salignacs handelt es sich um eine epistemische Beschränktheit des Erzählers bei der *Interpretation* der von ihm mitgeteilten, als solcher nicht bezweifelten mimetischen Daten.)²⁹

27 Otto Bossert, Ein Beitrag zur Lehre vom Versehen, Diss. Heidelberg 1913, S. 31.

28 Zum Beispiel in »Vor Angst ergraut«, in: Brednich, Spinne, S. 128f. Zu den ›modernen Sagen‹ (›urban legends‹) s. unten S. 200f.

29 Bei der Darstellung Salignacs besteht »a perceptible difference between the impression of the events derived by the reader solely from the mimetic moments of the basic narrator's discourse, and the view of the same events present in the non-mimetic components of the same discourse (that is, in the narrator's general judgements, commentaries, expressions of feelings, etc.)« (Martínez-Bonati, S. 35).

Ist Jochberg ein unzuverlässiger Erzähler? Eine skeptische Haltung gegenüber der Glaubwürdigkeit des Erzählers Jochberg nimmt jedenfalls der fiktive Herausgeber im Vorwort ein:

»Es fällt schwer, daran zu glauben, obgleich unserer heutigen Zeit Erklärungen mystisch-okkultur Natur, Begriffe wie Selbstmordpsychose oder suggestive Willensübertragung, so leicht zur Hand sind. Die zünftige Geschichtswissenschaft wird denn auch den Wert der Memoiren des Leutnants Jochberg mit Skepsis einschätzen.« (MB 10)

Auch die Binnengeschichte enthält einige Hinweise, die den Ich-Erzähler Jochberg in eigentümlichem Licht erscheinen lassen. Von allen deutschen Soldaten hat er zum Marques den größten Kontakt. Er ist der einzige, der den Marques unverkleidet gesehen hat (MB 17f. u. 23) – und erkennt ihn in der Verkleidung als Maultiertreiber trotz genauester Betrachtung doch nicht wieder (MB 72, 82). Er kommandiert die Exekution des verkleideten Marques, der seine letzten Worte direkt an Jochberg richtet und ihm seinen Hund überträgt (MB 82, 104). Jochberg allein entdeckt, daß der hinterhältige Leutnant Günther das erste Signal an die Guerilla gegeben hat (MB 121) – andererseits weiß Günther merkwürdigerweise »genau, daß ich [d.i. Jochberg] schweigen würde« (MB 139). Nachdem – unter Jochbergs Beteiligung – das zweite Signal gegeben worden ist, fühlt er sich bei der Lagebesprechung schuldiger als alle anderen – »als säße ich auf der Armensünderbank und die anderen seien zusammengekommen, um über mich Gericht zu halten« (MB 184). Auch mit dem unheimlichen Salignac steht Jochberg in besonders enger Berührung, denn Jochberg belauscht als einziger das vermeintliche Gespräch Salignacs mit Gott (MB 193-196). Es ist Jochberg, der, obgleich unwissentlich, das entscheidende, den Vernichtungsangriff der Guerilla auslösende dritte Zeichen überbringt; als er dessen gewahr wird, schreit in ihm »eine Stimme, nicht meine eigene, laut und zornig und voll Heftigkeit: ›Das dritte Zeichen! Und du hast es gegeben!« (MB 235) Schließlich wird Jochberg von den Spaniern für den Marques de Bolibar gehalten und kann, nachdem er als einziger den Untergang der deutschen Regimenter überlebt hat, La Bisbal in allen Ehren verlassen. Nicht nur in den Augen der anderen, sondern auch für sein eigenes Empfinden ist er auf geheimnisvolle Weise in den Marques verwandelt (MB 253).

Eigentümlich sind auch psychische Erregungen und Störungen Jochbergs gerade in entscheidenden Momenten. Bei der Erschießung des Marques durchläuft ihn ein »plötzlicher Schauer [...] und die Furcht vor etwas, was ich in Worte nicht fassen konnte und das so dunkel, so drohend, so voll Gefahren vor mir lag, wie die schwarzen Schatten jener

fernen Eichenwälder« (MB 84). Als er zum ersten Mal ahnt, daß Salignac der Ewige Jude sein könnte, überrinnt ihn ein Schauer »und die Angst – schon weiß ich nicht mehr, wovor, und eine ferne Ahnung von einem fremden und uralten Geheimnis« (MB 135). Nach Salignacs metaphysischem Zwiegespräch ist Jochberg »selbst zumute, als hätte ich geschlafen und schwer geträumt« (MB 197). An den Endkampf erinnert er sich kaum: in seiner Erinnerung ist »eine lange, dunkle Lücke« (MB 239), von den Kämpfen hat er »nur wenige Momente [...] in Erinnerung behalten« (MB 240), die Ereignisse sind ihm »zu einem schattenhaften und verworrenen Bild von Feuer, Blut, Tumult, Schneewirbel und Pulverdampf zusammengedrängt« (MB 237), er entsinnt sich nur »dunkel« (MB 241) und steht schließlich »taumelnd« (MB 250), als er sich in den Marques verwandelt findet.

Diese Indizien suggerieren zusammengenommen die Möglichkeit, daß Leutnant Jochberg als einziger Überlebender die Geschichte teilweise erfunden hat, um die eigene dubiose Rolle sich selbst und anderen gegenüber zu rechtfertigen. Die phantastischen Elemente der Erzählung wären dann als Entlastungsphantasie zu verstehen, um das für Jochberg kompromittierende wirkliche Geschehen zu verdecken. Ob bewußt angelegte Täuschung oder unbewußt inszenierte, subjektiv als wahr empfundene Phantasie – in beiden Fällen wäre die Rede des Ich-Erzählers unzuverlässig, der mimetische Gehalt seiner Behauptungen unglaubwürdig und insgesamt ein realitätskompatibles Verständnis der Geschichte möglich.

Erzähltechnisch wird diese Deutung durch den Modus des Ich-Erzählers begünstigt. Anders als in Thomas Manns »Der Tod in Venedig« fallen in Perutz' Roman Erzähler und Protagonist zusammen, so daß die figurenperspektivisch gebundene Darstellung des Protagonisten nicht durch eine abweichende Erzählerrede korrigiert werden kann. Allerdings kann stattdessen die Instanz des impliziten Autors die expliziten Behauptungen des Ich-Erzählers unterlaufen – wie im Fall der psychopathologischen Entlarvung Jochbergs.

Folgt man der psychopathologischen Erklärungslinie, böten sich nach heutigem psychiatrischem Kenntnisstand Diagnosen wie diese an: Jochbergs Erschöpfung und Müdigkeit als affektinduzierte pathologische Dämmerzustände, seine Gedächtnisstörungen als Amnesien, die fragmentierte Wahrnehmung der letzten Schlacht als Verwirrungszustand oder amientiell Syndrom und die Metempsychose als Syndrom einer Depersonalisation oder Bewußtseinspaltung.

Psychopathologische Erklärungen dieser Art sind nicht nur in heutigen Lehrbüchern, sondern auch im Rahmen damaliger populär-psychiatrischer

Überzeugungen zu belegen. Der Philosoph und Psychologe Max Dessoir beschreibt in seiner zwei Jahre vor Perutz' Roman veröffentlichten Untersuchung »Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung« Phänomene von der Art der Metempsychose Jochbergs und erklärt sie psychopathologisch. So sei die »Depersonalisation« ein Zustand, in dem »alles, was wir wahrnehmen, uns fremd, neu, eher Traum als Wirklichkeit zu sein scheint [...]; auch die eigene Stimme uns fremd, wie diejenige eines anderen, in die Ohren klingt; und wir im allgemeinen das Gefühl haben, nicht selbst zu reden und zu handeln, sondern nur als müßige Zuschauer unser Handeln und Reden zu beobachten«; trotz dieses »Fremdheitsgefühls« bleibe jedoch »das Gefühl des Ich als eines Inbegriffs von Funktionen« erhalten.³⁰ Außerdem berichtet Dessoir vom Phänomen des »Doppel-Ich«, bei dem, »am schärfsten [...] unter dem Einfluß von Affekten«, eine »Zerreißung in verschiedene Charaktere« stattfinde.³¹ Äußere Anzeichen solcher »Persönlichkeitswechsel« seien »Veränderung der Gesichtszüge und der Stimme«.³²

Genauso erlebt Jochberg sich selbst in einer Mischung von Ich-Konstanz und Ich-Entfremdung als »zutiefst verwandelt, träumend« und kann den bewußtseinstheoretisch erstaunlichen Satz äußern: »aus meinem Munde sprach eine fremde Stimme fremde Worte« (MB 253).

Der Roman spricht eine empirisch-psychopathologische Erklärung der Geschichte zwar nicht explizit aus, suggeriert sie aber durch verdeckte Hinweise entgegen der Überzeugungsabsicht des unzuverlässigen Erzählers.³³ Akzeptierte man dieses Verständnis der Geschichte als das

30 Dessoir, S. 31 (Dessoir zitiert diese Worte aus einer psychologischen Fachzeitschrift).

31 Ebd., S. 37.

32 Ebd., S. 101.

33 Ich kann Mandelartz nicht folgen, wenn er die Möglichkeit einer solchen impliziten Andeutung von Tatsachen der erzählten Welt durch den Hinweis auf den Fiktionalitätscharakter von Literatur prinzipiell für unmöglich erklärt: »Die in der Phantastik-Literatur häufig anzutreffende Spekulation darüber, ob ein Ereignis nun ›real‹ oder ›fiktiv‹ sei, geht an dem grundlegenden Sachverhalt vorbei, daß das Werk insgesamt einen Fiktionszusammenhang bildet, in dem allerdings der Gegensatz von Fiktum und Faktum, von Sein und Schein thematisiert werden kann. Er ist aber prinzipiell nicht eindeutig auflösbar, weil wir das fragliche Problem nicht (wie in empirischen Untersuchungen) mittels weiterer Experimente entscheiden können [...]. [Mit] dem Ambivalenzkriterium wird der Literatur überhaupt eine Eindeutigkeit unterstellt, die ihr nicht zukommt« (Mandelartz, S. 23f.). Der Umstand, daß fiktionale Texte keine reale semantische Referenz haben, ist zu unterscheiden von der Möglichkeit, Merkmale der erzählten Welt nicht explizit im Erzählerdiskurs zu behaupten, sondern sie im Sinne der ›Unbestimmtheitsstellen‹ Roman Ingardens stillschweigend zu implizieren (s. oben S. 24f.).

einzig korrekte, wäre die doppelte Motivation der erzählten Geschichte zugunsten der empirischen Seite aufgelöst – der Ich-Erzähler Jochberg wäre als unzuverlässig und seine Geschichte als Wahn- oder Lügenprodukt entlarvt. Diese Interpretation vertritt Hans-Harald Müller, für den Jochbergs Erzählung aus zwei Geschichten besteht, »einer wahren Geschichte seiner Erlebnisse, seiner Niederlage und seiner Schuld, und einer Wunschgeschichte, die frei von Schuld ist.«³⁴ Zwar hält Müller damit an der Existenz zweier verschiedener Motivierungsstränge des Geschehens fest, hierarchisiert sie aber erzähllogisch, indem (innerhalb der erzählten Welt des Romans) die realistische die »wahre« Version der Sachverhalte, die phantastische dagegen eine nur vorläufige und letztlich falsche Liefere.

In direktem Gegensatz zu dieser Auffassung erklärt Dietrich Neuhaus die übernatürlich-finale Erklärung des Geschehens zur allein gültigen, die »Gott als den Herrn der Geschichte setzt und geschichtliche Ereigniszusammenhänge providentia Dei et confusione hominum zustande kommen läßt.«³⁵

Ich habe versucht zu zeigen, daß diese vereindeutigenden Interpretationen in beiden Fällen die narrative Pointe des Romans verfehlen. Die Konkurrenz der Geltungsansprüche des übernatürlich-phantastischen und des pathologisch-realistischen Erklärungsrahmens wird nie endgültig entschieden. Die Paradoxie der doppelten Welt des »Marques de Bolibar« läßt sich nicht auflösen.

Der Stellenwert des Phantastischen

Innerhalb der erzählten Welt läßt sich die phantastische Lesart nicht abweisen. Für den *impliziten Leser* des Romans (d.h. für den Kommunikationspartner des Erzählers Jochberg)³⁶ ist sie relevant. Doch wie ernst sind die phantastischen Elemente vom *intendierten realen Leser* zu nehmen? Muß

³⁴ Müller, Nachwort, S. 263. Ähnlich Lüth, für den Jochbergs Bericht »fiktive Bekenntnisdichtung« ist (S. 108). Müller generalisiert seine reduktive Interpretation über den »Marques« hinaus: »Perutz [...] verfaßt keine phantastischen Romane« (S. 262). Eine durchgängig verdoppelte Geschehensmotivation im Sinne der »offenen Phantastik« Finnés behauptet dagegen Jaffé Carbonell, S. 96 u. 101.

³⁵ Neuhaus, S. 104.

³⁶ Der hier verwendete Begriff des »impliziten Lesers« stimmt nicht mit Wolfgang Iser's Bestimmung überein (z.B. in: *Der implizite Leser* [München 1972], S. 8f.); er bezeichnet – im Rahmen eines kommunikationstheoretischen Modells von Fiktionalität – ein (idealer) historisch invariantes Interpretationskonstrukt, das vom »intendierten realen Leser« und vom »faktischen Rezipienten« zu unterscheiden ist. Eine Theorie phantastischer Literatur, die diese wirkungsästhetischen Unterscheidungen vornähme, kenne ich nicht; Todorov

dieser wirklich an die Existenz des Ewigen Juden, an Metempsychose und an das Kommen der Apokalypse glauben, um der Wirkungsintention des Textes gerecht zu werden? Was ist der übergreifende Sinn der doppelten Welt im »Marques de Bolibar«?

Man könnte versuchen, diese Fragen der Textinterpretation durch einen Rekurs auf die Autorintention zu beantworten. Nun weiß man über Leo Perutz, der Interviews stets verweigerte und seine Werke kaum je kommentierte, wenig. Er soll nach dem Tod seiner ersten Frau 1928 Medien ins Haus geholt haben, »um mittels spiritistischer Sitzungen mit der Toten Kontakt aufzunehmen«, ansonsten aber okkulten Theorien reserviert gegenüber gestanden haben.³⁷ Diese spärlichen Informationen helfen kaum weiter. Die Interpretation von Werken der phantastischen Literatur auf individuelle Ansichten ihrer Autoren zu übersinnlichen Phänomenen zu stützen, ist jedoch auch aus prinzipiellen Gründen unbefriedigend. Die Frage nach dem Status phantastischer Elemente im Rahmen der ästhetisch-literarischen Kommunikation zwischen Autor und Leser kann von persönlichen Überzeugungen des Autors ebensowenig abhängen wie von privaten Überzeugungen einzelner Leser, weil phantastische Texte nicht reale Informationen oder Ansichten zwischen Einzelnen vermitteln, sondern am kollektiv definierten Spiel des Literarisch-Fiktionalen teilnehmen. In dieses Spiel reiht sich der »Marques de Bolibar« schon durch seinen Untertitel »Roman« ein. Bekanntlich gibt es unter den Autoren phantastischer Literatur (wie auch unter ihren Lesern) einige, die an die Realität der von ihnen beschriebenen Phänomene geglaubt haben – die bekanntesten Fälle sind in der deutschen Literatur Gustav Meyrink und in der angloamerikanischen Howard P. Lovecraft. Eine literaturwissenschaftliche und literaturhistorische Interpretation jedoch, die auf die intersubjektive Bedeutung literarischer Werke im Rahmen des sozialen Teilsystems Literatur zielt, muß kollektiv gültige Kriterien für Phantastik heranziehen und kann nicht von – ohnehin oft ungewissen – privaten Ansichten der Autoren abhängen (wenngleich Autorintentionen natürlich *Hinweise* auf allgemeine zeitgenössische Erwartungshaltungen geben können).

Vielversprechender dürfte es sein, sich auf die populäre Einschätzung okkultistischer Phänomene zu Beginn unseres Jahrhunderts zu beziehen für die Rekonstruktion des vom Text intendierten realen Lesers. Bekanntlich bestand in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts (wie

trennt immerhin den »wirklichen Leser« von der »Funktion« des Lesers, die im Text impliziert ist« (Todorov, Einführung, S. 31).

³⁷ Leo Perutz 1882–1957, S. 196 (Mitteilung von Perutz' Literaturagentin Annie Lifczis).

schon in den ersten beiden des 19. Jahrhunderts) ein lebhaftes Interesse am Okkulten. Dem kritisch-interessierten Zeitzeugen Max Dessoir zufolge kulminierte diese Tendenz in den Jahren des Ersten Weltkriegs (an dessen Ende der »Marques« entstand): »In diesen Kriegsjahren sind Aberglaube und Neigung zu einem mit Gaukelkünsten spielenden Mystizismus bedenklich angewachsen; Wahrsager aller Richtungen beuten Angst und Trauer geschäftlich aus, Zerrbilder religiöser und philosophischer Anschauungen dringen immer tiefer in verwirrte Gemüter ein.«³⁸

In der Goethezeit standen mesmeristische Phänomene im Zentrum der Aufmerksamkeit. Ein Jahrhundert später war der Spiritismus en vogue. In Séancen nahmen Medien Kontakt auf mit den Seelen Verstorbener oder Abwesender, die sich mit Klopfgeräuschen, Tischrücken oder automatischen Schriften zu erkennen gaben. Aber auch andere übernatürliche Erscheinungen wie die im »Marques de Bolibar« angesprochenen (Endzeit, Seelenwanderung, Bewußtseinsstörung, Willensübertragung und Metempsychose) waren aktuell. Eine heute nur mehr schwer vorstellbare Endzeithysterie verursachte der Halleysche Komet im Jahr 1910, als man fürchtete, alles irdische Leben werde durch vom blausäurehaltigen Kometenschweif verursachte Explosionen oder durch Sintfluten auslösende Gravitationsstörungen vernichtet werden. Vertreter von »Geheimwissenschaften« propagierten die Existenz von Seelenwanderung und Reinkarnation. Ihre bekanntesten Propheten hießen Helena Petrowna Blavatsky (»Die Geheimlehre. Die Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Philosophie«, 4 Bde, 1898–1907 [englische Originalausg. 1888]; »Isis entschleiert. Ein Meisterschlüssel zu den Geheimnissen alter und neuer Wissenschaft und Theologie«, 2 Bde., 1907 [englische Originalausg. 1875]), Carl du Prel (»Die Philosophie der Mystik«, 1885), Allan Kardec (»Le livre des esprits«, 1857), Alfred Percy Sinnett (»Esoteric Buddhism«, 1882) und Rudolf Steiner (»Theosophie. Einführung in übersinnliche Welterkenntnis und Menschenbestimmung«, 1904; »Die Geheimwissenschaft im Umriss«, 1910). Auch die populäre Rezeption der akademisch noch nicht etablierten Psychoanalyse wurde von einem Schwarm okkultistischer »Applikationen« begleitet, die sie mit neomesmeristischen und spiritistischen Theoremen verwickelten – so wie es im Vorwort des »Marques« geschieht, demzufolge »unserer heutigen Zeit Erklärungen mystisch-okkulten Natur, Begriffe wie Selbstmordpsychose oder suggestive Willensübertragung, so leicht zur Hand sind« (MB 10). Hypnosetheorien und -anleitungen erlebten »eine Popularisierung zum Gesellschaftsspiel«,³⁹

38 Dessoir, S. III f. Einen Überblick gibt Wunsch, S. 125–151 u. 200f.

39 Wunsch, S. 108.

Begriffe wie Suggestion und Autosuggestion hatten Konjunktur. Auch das Phänomen der Metempsychose war Kennern des Okkultismus vertraut: Als »Transfiguration« wurde die Inbesitznahme spiritistischer Medien durch herbeigerufene Geister bezeichnet, so bei Gustav Meyrink in seinem Forschungsbericht »An der Grenze des Jenseits« (1923).⁴⁰

Die übernatürlichen Phänomene aus dem »Marques de Bolibar« finden in zeitgenössischen okkultistischen Vorstellungen allesamt Parallelen. Insofern wäre die von Marianne Wunsch formulierte Hauptbedingung für die »Akzeptabilität des Fantastischen« in der Literatur erfüllt: »*Fantastische Phänomene oder Erklärungsangebote sind dann akzeptabel, wenn sie sich an ein okkultistisches Wissen der eigenen Epoche anschließen, d.h. entweder wesentlich auf Elementen dieses Wissens basieren oder doch zumindest vom Realitätsbegriff des zeitgenössischen Okkultismus nicht ausgeschlossen werden.*«⁴¹ Der intendierte reale Leser des Romans mußte, vor dem Hintergrund der okkultistischen Strömungen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, die suggerierten Phänomene nicht für abwegig halten. Folgte man dieser Argumentation, wäre die analysierte textinterne doppelte Motivationsstruktur des Romans auch extrinsisch wiederzufinden: Nicht nur der implizite Leser des »Marques de Bolibar«, sondern auch der intendierte reale Leser verstünde die Zweideutigkeit des erzählten Geschehen als reale Alternative.

Diese Zweideutigkeit habe ich für Goethes »Wahlverwandtschaften« mit Bezug auf den Erwartungshorizont der zeitgenössischen Leser um 1810 plausibel zu machen versucht. Ich glaube jedoch nicht, daß sie auch für Perutz' Roman zutrifft. Erstens halte ich Marianne Wunschs Vermutung, Phantastik als literarische Ausdrucksform sei nur in okkultistisch besonders interessierten Zeiten (nämlich, in Deutschland, zur Goethezeit und zwischen 1890 und 1930) »akzeptabel«, für empirisch unplausibel. Wenn nicht in der Literatur, so gibt es doch im populären Kino seit der Jahrhundertwende eine ungebrochene Tradition des phantastischen Films, die vom Ende der okkultistischen Hochphase in den zwanziger Jahren nicht beeinträchtigt wurde.⁴² Bis heute erleben Filmhelden das Ende der Tage (»The Day the World Ended«, 1955), werden zu Automaten fremden Willens (»Invasion of the Body Snatchers«, 1956), erleiden Bewußtseins-

40 Meyrink, S. 66.

41 Wunsch, S. 57; s. ebd., S. 59 und 61.

42 Siehe z.B. Georg Seeßlen/Claudius Weil, Kino des Phantastischen, Reinbek 1980. Tzvetan Todorov vertritt die verwandte Auffassung, die phantastische Literatur sei »nichts anderes als das schlechte Gewissen des positivistischen 19. Jahrhunderts« (Todorov, Einführung, S. 150) und zusammen mit diesem verschwunden. Finné belegt dagegen die reiche Verbreitung des »néo-fantastique« (Finné, S. 175) im 20. Jahrhundert.

spaltungen («Dr. Jekyll and Mr. Hyde», 1931), führen ein ewiges Leben («Dracula», 1931), sind Diener des Antichristen («The Omen», 1975), haben Einblick in die Zukunft («The Dead Zone», 1983) und so fort. Die kontinuierliche Existenz und der andauernde Erfolg dieses Genres auch in Deutschland zeigt, daß die Rezeptionsbereitschaft gegenüber dem Phantastischen von besonderen Konjunkturen des Glaubens an die Realität okkultistischer Phänomene unabhängig ist.

Zweitens ist zu fragen, was über die ästhetische Wirkung eines Werkes wie »Der Marques de Bolibar« ausgesagt ist, wenn man postuliert, phantastische Elemente in der Literatur seien dann »akzeptabel«, wenn sie an okkultistische Glaubensinhalte der eigenen Epoche anschließen. Muß der Leser den okkultistischen Glauben einiger Zeitgenossen (es handelte sich ja um Einzelmomente der disparaten Alltagssemantik der Epoche ohne Verbindung zur »gepflegten Semantik«) teilen, um den Roman als solchen angemessen zu rezipieren? Plausibler erscheint mir die Annahme, daß sowohl okkultistisch tingierte Leser von 1919 als auch empirisch eingestellte Leser von 1995 (als auch empirisch eingestellte von 1919 als auch okkultistisch tingierte von 1995) die gleiche *ästhetische* Erfahrung machen, wenn sie Perutz' Roman lesen (insofern sie in ihrer Lektüre die Wirkungsstruktur des Textes realisieren). Diese ästhetische Erfahrung beruht weniger auf dem Glauben an okkultistische Wahrheiten als vielmehr auf dem Gefühl der Angstlust.⁴³

Dieses Phänomen zeigt sich heutzutage vielleicht besonders deutlich an den sogenannten »modernen Sagen« oder »urban legends«, kurze, mündlich erzählte Geschichten merkwürdigen, oft unheimlichen Inhalts, auf die man in den letzten Jahren in der volkskundlichen Erzählforschung aufmerksam geworden ist. Auch in modernen Sagen begegnen einem plötzlich Ergrauen der Haare, zukunftsweisende Voraussagen von Katastrophen, merkwürdige Zufälle, Abergläubisches und Übernatürliches.⁴⁴ Diese Geschichten werden in nicht-literarischen Alltagssituationen mit

43 Soweit ich sehe, wurde der Terminus »Angstlust« zuerst in der deutschen Übersetzung von Michael Balints Monographie *Thrill and Regression*, New York 1959 (Angstlust und Regression. Beitrag zur psychologischen Typenlehre, Stuttgart o.J.) verwendet. Balint nennt dort zwar »das Bewußtsein einer wirklichen äußeren Gefahr« als notwendige Bedingung für das Gefühl der Angstlust (S. 20), beschreibt aber auch Kinderspiele, in denen eine äußere Gefahr eben nicht real gegeben ist, sondern nur »dargestellt« wird, als Beispiele für Angstlust provozierende Situationen (S. 21); daher mag eine Übertragung dieses Begriffs auf das Feld der literarischen Wirkung gestattet sein.

44 S. Brednich, Spinne, S. 133f. («Todesprophetie») und Brednich, Maus, S. 129f. («Häufung von Schrecken»). Zur Gattung der modernen Sagen s. die jeweiligen Einleitungen des Herausgebers.

dem Anspruch auf Wahrheit erzählt, doch bleiben Verifikationsmöglichkeiten eigentümlich unzugänglich: Gewährleute für die Wahrheit der erzählten Geschichte werden zwar benannt, sind aber stets abwesend, verzogen, gestorben oder sonstwie unerreichbar. So läßt man sich von diesen Geschichten für die Dauer einer Zigarette einnehmen und kehrt dann ohne nachhaltige Störung seines Weltbildes wieder zum Tagesgeschäft zurück.

Der wirkungsästhetische Stellenwert realitätsinkompatibler Elemente ist in der phantastischen Literatur von noch geringerer Verbindlichkeit. Man würde diese Texte mißverstehen, wenn man ihre phantastischen Elemente aus dem Rahmen fiktionaler Rede und der Unverbindlichkeit des Fiktiven herauslöste und den impliziten Leser mit dem intendierten realen Leser identifizierte. Der Geltungsanspruch des Phantastischen bleibt – ungeachtet aller spielerischen Identifikation – stets als illusionär markiert.

In Perutz' Roman ist der Geltungsanspruch des Phantastischen noch zusätzlich eingeschränkt. Durch die doppelte Motivation des Geschehens wird die Gültigkeit der phantastischen Elemente nicht nur (extrinsisch) in der realen Kommunikationssituation zwischen Autor und Leser abgeschwächt – bei den modernen Sagen geschieht das durch die blockierte Verifikationsmöglichkeit, beim Roman schon paratextuell durch die Gattungszuordnung »Roman« auf dem Deckblatt –, sondern bereits (intrinsisch) durch die zweideutige, durch empirische Erklärungen stets ersetzbare Weise, in der das Phantastische präsentiert wird.

Was bei Goethe mit einer gewissen Ernsthaftigkeit suggeriert wurde, fungiert bei Perutz nurmehr als Versatzstück ohne weltanschauliches Gewicht. Wie viele phantastische Autoren seiner Zeit bedient er sich aus dem Sammelsurium kursierender okkultistischer Theoreme nach rein intrinsisch-narrativen Gesichtspunkten und kompiliert mit handwerklicher Raffinesse eine heterogene Mischung christlicher, okkultistischer und abergläubischer Elemente.⁴⁵ In einer Schlüsselszene des »Marques de Bolibar« sinniert Jochbergs intellektueller Kamerad Donop über den Lauf der Welt (wobei der Erzähler mit distanzierender Ironie vorausschickt: »der Wein begann aus ihm zu philosophieren«):

45 Auch für Perutz gilt das Fazit: »Den Umgang der Literatur mit den okkultistischen Systemen ihrer Zeit charakterisiert also, was den Umgang dieser Systeme selbst mit den älteren Systemen verschiedener Kulturen charakterisiert: *Eklektizismus* und *Synkretismus*. [...] Die okkultistischen Theorien sind der fantastischen Literatur der Zeit allenfalls ein »Material«, dessen sie sich mit beliebigen Transformationen, mit beliebigen Kombinationen, mit beliebigen Neuinventionen, bedient« (Wünsch, S. 179f.).

»Wie soll ich ihn nennen, den rätselhaften Willen, der uns alle so elend und zu seinem Narren gemacht hat? Soll ich ihn Schicksal nennen oder Zufall oder ewiges Gesetz der Sterne?« (MB 72)

»Wir Spanier nennen ihn Gott«, antwortet der (verkleidete) Marques de Bolibar. »Rätselhafter Wille«, »Schicksal«, »Zufall«, »ewiges Gesetz der Sterne«, »Gott«: Diese bunte Liste möglicher Instanzen, die den Zusammenhang der Dinge gewährleisten sollen, offenbart die »transzendente Obdachlosigkeit« (Georg Lukács)⁴⁶ der Protagonisten. Auch der Roman trifft unter ihnen keine Entscheidung. Daß die genannten Instanzen kaum mehr zur »gepflegten Semantik« der Zeit gehören, unterscheidet den »Marques de Bolibar« zum Beispiel von den »Wahlverwandtschaften«; daß er sie nicht nur verwendet, sondern auch ihren dubiosen Charakter thematisiert, unterscheidet ihn von trivialer Literatur.

⁴⁶ Lukács, Theorie, S. 32.

PALAESTR A

UNTERSUCHUNGEN AUS DER DEUTSCHEN
UND SKANDINAVISCHEN PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON ERICH SCHMIDT UND ALOIS BRANDL

Herausgegeben von

Dieter Cherubim, Fritz Paul, Horst Turk,
Christian Wagenknecht

Band 298

Matías Martínez
Doppelte Welten

VANDENHOECK & RUPRECHT
GÖTTINGEN · 1996

Doppelte Welten

Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens

von

Matías Martínez

VANDENHOECK & RUPRECHT
GÖTTINGEN · 1996